

Laudatio auf Eva Menasse, Preisträgerin des Friedrich- Hölderlin-Preises 2017

Von Sandra Kegel

Anderthalb Jahre war Cookie unterwegs. 1116 Kilometer legte die schwarz-weiße Hauskatze zurück, ehe sie ihre Besitzerin wiederfand. Die Künstlerin aus dem hohen Norden hatte das Tier auf eine Reise in den Süden mitgenommen. Dort war es aus einem Hotelzimmer entlaufen. Achtzehn Monate später wurde die Katze, ausgemergelt und schmutzig, in der Nähe des Wohnortes der Künstlerin gefunden. Diese will nun ein Buch über die ungewöhnliche Wanderschaft schreiben.

Nein, bei der Künstlerin handelt es sich nicht um Eva Menasse. Und auch die kleine Notiz aus der Rubrik „Vermischtes“ findet sich nicht in ihrem aktuellem Buch „Tiere für Fortgeschrittene“. Ich entdeckte sie in der Zeitung – und wäre wohl achtlos darüber hinweggegangen, hätte ich nicht kurz zuvor Eva Menasses Erzählungen gelesen.

Denn die heutige Preisträgerin sammelt, wie wir seit ebendiesem Buch wissen, Meldungen aus dem Tierreich. Mal sind sie kurios, mal ergreifend, mal haben sie Gleichnis-Charakter. Sie handeln von Schmetterlingen, die ihren Durst mit den salzigen Tränen der Krokodile löschen. Von Igel, die in Eisbechern stecken bleiben und jämmerlich verhungern. Oder von Schafen, die so gezüchtet werden, dass sie ihre Wolle ganz von allein abwerfen.

Diese Meldungen, die unter der skurrilen Oberfläche eine tiefgreifende, manchmal tragische Metaphorik bergen und sich lesen wie Fabeln, stellt die Autorin ihren literarischen Studien am Menschen voran. Denn Eva Menasse ist eine Menschenerforscherin und Menschenerzählerin. Und natürlich sind mit den „Tieren für Fortgeschrittene“ immer auch wir gemeint. Und wenn sie von Paaren, von Eltern, von Beziehungskonstellationen erzählt, fragt sie immer zugleich: Was hält uns, den Menschen, denn eigentlich zusammen?

Eva Menasse braucht nur wenige Striche, um uns die ganze Malaise eines Lebens vor Augen zu führen. Und man muss nicht wie sie aus Wien stammen, um sich an Friedrich Torberg und den Ausspruch seiner Tante Jolesch zu erinnern: „*Gott soll einen hüten vor allem, was noch ein Glück ist.*“

Eva Menasse braucht also nur wenige Striche, schon bringt sie Situationen zum Eskalieren. Über ein Wort, ein Bild, einen Gedanken

gelangt sie in die Strukturen und Befindlichkeiten einer Figur oder einer Situation. Manchmal einer ganzen Generation.

Sie schreibt mit leidenschaftlicher Ausdruckskraft und satirischer Schärfe. Ihre um Gegenwärtigkeit ringenden Texte sind bisweilen von verstörender Intensität: Da wird ein alter Mann und Patriarch zur tragischen Figur, weil er mit aller Macht und dennoch hilflos versucht, die Demenz seiner Frau zu verheimlichen. Eine Patch-Work-Mutter versucht ausgerechnet während eines All-Inclusive-Urlaubs in der Türkei den Tod eines Freundes zu verarbeiten. Eine andere Mutter kann dem Schulmobbing gegen den muslimischen Klassenkameraden ihrer Tochter nichts entgegenzusetzen. Und das nicht nur, weil womöglich ihre Tochter die schlimmste Peinigerin von allen ist.

Die heimtückische Fallhöhe liegt darin, dass Eva Menasse ihre Geschichten in einem Milieu ansiedelt, deren Bewohner eigentlich klug sind, eigentlich gebildet und eigentlich einigermaßen interessante Berufe ausüben. Meist haben sie Geschmack, sie wollen Verantwortung übernehmen, drängen zum Austausch - nicht nur über die Frage, wohin der nächste Urlaub geht. Sie denken heftig über sich und ihre Beziehungen nach. Aber dann verrennen sie sich heillos.

Dass zwischenmenschliche Gefechte vor Echtholzparkett nicht Halt machen, die schonungslosesten Psychodramen am Sandkastenrand stattfinden und Selbstgefälligkeit gerade bei jenen besonders ausgeprägt ist, die sich für kreativ und tolerant halten, davon erzählt sie in diesem unverwechselbaren Eva-Menasse-Sound.

Der formuliert Krisen nicht etwa aus. Die entscheidenden Verlufterfahrungen der Figuren werden oft nur angedeutet. Der steuert nicht auf die nächstliegende Volte hin, sondern hangelt sich knapp daneben entlang. Es sind die Protagonisten selbst, die mit großem Buhei ihre Schwächen zu übertünchen suchen. Und es sind diese verzweifelten Versuche, zu verbergen, zu vertuschen, zu verhüllen, die die Persönlichkeitsprofile letztlich enthüllen.

Dass Eva Menasse ausgerechnet Meldungen aus dem Ressort „Vermischtes“ zum Dreh- und Angelpunkt ihres jüngsten Buches gewählt hat, ist sicher kein Zufall. Denn ihre Karriere begann sie als Reporterin.

Sie schrieb viele Jahre für das Gesellschaftsressort des „Profil“, das ist so etwas ist wie der österreichische „Spiegel“. Diese Zeit hat sie geprägt. Nicht nur, weil die Grabenkämpfe, die es wohl in jeder Redaktion gibt, für sie zu einem „Intensivkurs in Sachen Leben“ wurden, wie sie sagt – mit in Tränen aufgelösten Redakteurinnen und Autoren, denen beim Brüllen die Brillen von der Nase springen, mit all den Hysterien und Eitelkeiten, Anmaßungen und Dramen. Von einem solchen Intensivkurs können Studenten der einschlägigen Schreibschulen wahrlich nur träumen.

Die Redaktion wurde für Eva Menasse aber vor allem zum Ort, an dem sie unter dem Einfluss fördernder, korrigierender, auch beruhigender Kolleginnen und Kollegen ihr Handwerk lernen, daran feilen konnte. Und ausgerechnet dort fiel jener Satz, der sich – damals als Beleidigung gemeint –, rückblickend als prophetisch erweisen sollte.

Als nämlich ein Redakteur wieder einmal in einem von ihren Texten sämtliche Neben- in Hauptsätze umgeschrieben und alle Kommata in Punkte verwandelt hatte, da schleuderte er ihr zuletzt entgegen: „*Frau Menasse, halten Sie sich etwa für eine Schriftstellerin?*“.

Es sollten noch ein paar Jahre vergehen, ehe sie die Frage mit „JA!“ beantwortete. Im Jahr 2005 erschien ihr Romandebüt „Vienna“ – eine komische, tragische Wiener Familiengeschichte über fünf Generationen voller abenteuerlicher Schicksale und skurriler Typen - der von der Kritik gefeiert wurde und sie in die Existenz der freien Schriftstellerin katapultierte. Anfangs hatte sie tatsächlich eine journalistische Chronik im Sinn gehabt, um die Geschichte ihrer Familie zu rekonstruieren, je weiter sie jedoch kam, umso mehr entfernte sie sich von den realen Ereignissen – bis sie begriff, dies wird ein Roman.

Zuvor hatte Eva Menasse einige Jahre als Wien-Korrespondentin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ gearbeitet. Das war die Zeit, als ich sie kennenlernte.

Und damals, als Österreicherin nunmehr für ein deutsches Publikum schreibend, gab Eva Menasse ihren Leserinnen und Lesern Einführungen ins Österreichische in Fortsetzung. Ein ums andere Mal suchten ihre Artikel diese spezifische Mischung aus Harmonie und Hysterie zu erfassen. Wie seine Stadt sei auch der Wiener selbst, schrieb sie, „*eine höchst kompliziert geschichtete, temporär explosive Mischung*“, dessen Beherrschung der eigenen Kräfte gleichwohl an Phlegma grenze.

Denn, so führte sie aus: „*Falls der Wiener ein Ziel hat, sitzt er es aus. Falls er eine Wut hat, quillt sie, lange unterdrückt, schließlich an einer Stelle hervor, die mit dem Anlass nicht mehr logisch in Verbindung zu bringen ist. Ansonsten beschäftigt er sich mit sich selbst, das ist ihm lebenslang Rätsel und schaurige Wonne genug*“. Ende des Zitats.

Aus dieser Phänomenologie lässt sich am Ende sogar der Wiener Schmah erklären, dieses für uns Deutsche so unergründliche Wiener Idiom, das man hierzulande wegen seiner Tücke fälschlicherweise oft mit dem Wort Schmähen in Verbindung bringt. Dabei stammt es tatsächlich vom jüdischen chemá – dem Wort für Erzählung.

„*Was weiß denn die Welt, was ein Wienerherz fühlt?*“ - das freilich ist eine Frage, die im Wienerlied seit jeher geschrammelt wird. Tatsächlich ist die Selbstbespiegelung dieser Stadt in Tausenden von Gesängen, Aphorismen und kulturgeschichtlichen Erörterungen weltweit wohl

einzigartig: Der Psychotherapeut Alfred Farau hat dies einmal unter dem Begriff „*optimistische Wehleidigkeit*“ zusammengefasst.

Die Charakteristik des Wiener Schmäh aber, diese Lust am Sprachspiel bis an die Grenze der Spachgesetzlosigkeit und der Drang zur dialektischen Relativierung – dies führt mitten hinein in Eva Menasses Literatur, insbesondere ihr erstes Buch, die Familienerzählung „Vienna“. Der anarchische Witz, die überschäumende Sprache und schräge Phantastik umspielt freilich im Kern immer auch eine Sprachlosigkeit.

„Em Em“ – so heißt die Lieblingsbeschäftigung dieser Familie: „Em Em“ wie Manisches Mythologisieren. Das immer neue Erzählen der alten Geschichten, das diese Familie umtreibt. Und zugleich wird darin die Unfähigkeit, aber auch die Weigerung deutlich, das auszusprechen, was im zwanzigsten Jahrhundert diese Familie erschüttert hat.

Da mischen sich das Jüdische, das Katholische, das Atheistische, Ehen gelten nicht mehr unbedingt für ein ganzes Leben. Die Grenzen werden vage, die erratischen Blöcke zerbröckeln und mit ihnen die Positionen und Kontrapositionen. Was übrig bleibt, sind Menschen von großer Verschiedenheit mit einer Vielzahl von Einflüssen und Übergängen.

Darum geht es Eva Menasse in „Vienna“. Zu zeigen, dass das zwanzigste Jahrhundert neben Opfern und Tätern auch eine fürchterliche Verwirrung der Gefühlswelt hervorgebracht hat. Die Shoa ist der traumatische Einschnitt, auf den alles folgen kann.

Eva Menasses Vater wurde 1938 im Alter von acht Jahren mit einem Kindertransport nach England geschickt. Nur deshalb überlebte er, anders als andere Familienmitglieder, den Holocaust. Davon erzählt „Vienna“, aber auch eine Erzählung in ihrem Buch „Tiere für Fortgeschrittene“.

Das Leitmotiv darin sind Enten, die nur mit einem Auge schlafen. Mit dem anderen halten sie Wache aus Angst vor möglichen Angreifern. Eva Menasses Vater, nach dem Krieg ein berühmter Fußballspieler, hatte bei jedem seiner drei Kinder, als sie acht Jahre alt wurden, gesagt: „*Jetzt müsste ich dich fortschicken.*“

Die Mutter in der Erzählung „Enten“ hat Flugangst, seit ihr Sohn Sammy vor acht Jahren auf der Welt kam. Auch bei Autofahrten überlegt sie angestrengt, auf welchen Sitz die Überlebenschancen im Falle eines Unfalls am höchsten sind: „*Sie war auf die Geräusche und Bewegungen konzentriert, auf das geringste Ruckeln. Als hinge das Leben aller Passagiere von ihrer Aufmerksamkeit ab.*“

Und dann erinnert sie sich auf einer langen Autofahrt nach Italien daran, wie sie ihren Sohn das erste mal alleine auf eine Kindergartenreise schickte. Die Mühe, die sie hatte, sich nicht zurück in den Bus durch die Menge johlender Jungen und Mädchen zu kämpfen und ihren Sohn herauszuholen: „*Da war kein grauer Schaum mehr, das war etwas viel*

Gefährlicheres, ein Sog in Richtung der uralten Katastrophen“, heißt es im Text. Die uralten Katastrophen, sie wirken auch in den nachfolgenden Generationen nach,

Das Jahr 2000 führte zu einer besonders intensiven Beschäftigung mit dem Holocaust, als Eva Menasse für die F.A.Z. den Londoner Prozess des britischen Schriftstellers und Holocaustleugners David Irving verfolgte. Er hatte den Rechtsstreit selbst angestrengt, um zu beweisen, dass Auschwitz eine Erfindung sei.

Eva Menasse gelang es damals meisterhaft und pointiert, Irvings perverse Rhetorik als Rollenmodell für das Prinzip jener alternativen Fakten zu entlarven, das gerade heute auf beängstigende Weise wieder Konjunktur hat. Die Konfrontation mit solch verstörender Fiktionalität beschäftigt sie noch immer. Nicht zuletzt, weil ihr Instrument, die Sprache, zum unheilvollen Werkzeug werden kann, auch und gerade in sogenannten postfaktischen Zeiten. Sprache ist ihr Thema.

Vor allem das Deutsche. Niemand kann so elegant auf die Unterschiede zwischen österreichischem und deutschem Sprechen verweisen wie sie, die seit mehr zehnte Jahren in Berlin lebt. Der unmittelbar erlebten Fremdheit der beiden Kulturräume, an der sie am allermeisten die vermeintliche Nähe irritiert, gewinnt sie Erstaunliches ab. Zwar stammt der vielzitierte Satz, wonach Österreicher und Deutsche sich durch die gemeinsame Sprache voneinander unterscheiden, nicht von Karl Kraus, wie so oft behauptet. Für Eva Menasse stimmt er dennoch.

Die einen, die zum Mäandern neigen und sich in Ellipsen und Gewölk vom eigentlichen immer mehr entfernen, während die andern so sehr auf Effizienz und Schnörkellosigkeit getrimmt sind, dass ihnen die Leichtigkeit des Seins abhanden kommt. Das Berliner Kommunikationsangebot – ich komm dir schräg, komm du mir noch schräger, dann sind wir Freunde – sei für Wiener erst gar nicht erlernbar. Nicht zuletzt, weil diese von Kindesbeinen an zu jener gespreizten Höflichkeit erzogen würden, die unbedingt erforderlich sei, um die typischen Wiener Gemeinheiten zu verbergen.

Aus der österreichischen Vieldeutigkeit wiederum destilliert sie ihren Humor, für sie das Benzin der Kreativität – denn Humor bedeute, beim „Denken zu schielen“. So hält sie die Prozesse und Synapsen offen.

Mit dieser Offenheit eckt Eva Menasse oft an. Zu Günter Grass' umstrittenem Israel-Gedicht nimmt sie ebenso Stellung wie zu Sybille Lewitscharoffs berüchtigter Dresdener Rede oder der Debatte um die Präimplantationsdiagnostik. Dass Einwürfe dieser Art nicht nur Lob einbringen, nimmt sie gelassen hin. Dem engagierten Schriftsteller haften ein Makel an, weiß sie, etwas irgendwie Unsouveränes: *„Als wäre so ein Engagierter ein überschäumendes Kind, das es leider nicht besser weiß.“*

Es schreckt sie nicht, im Gegenteil: In einer Öffentlichkeit, in der sich die Reste von Sachpolitik auflösen wie in einer homöopathischen Zuckerlösung, will sie nicht schweigen. Sie kritisiert die Politikverdrossenheit der Intellektuellen, die passive Haltung des Wegschauens und sich Nichteinmischens. „*Lieber aufgeregter als abgeklärt*“, hat sie ihre eigene Haltung einmal definiert. Ursprünglich der Titel einer Rede über Heinrich Böll, nahm sie die Formulierung später als Überschrift einer Essaysammlung. Sie weiß um das Wagnis, das Schriftsteller dabei eingehen, weil sie „*keinen Zeitungsverlag, keinen Konzern und keine Partei*“ hinter sich haben. Ihre einzige Kraft sei „*ihre Stimme und ihre Verletzlichkeit*“.

Auch diese Verletztheiten spricht sie an. Und setzt sich etwa über das ungeschriebene Gesetz hinweg, wonach Autoren alles dürfen, nur das nicht – sich öffentlich beklagen. Ihr Essay über das intrikate Spannungsverhältnis zwischen Autoren und Kritikern ist nicht zuletzt so aufschlussreich, für beide Seiten, weil sie beide Sphären, die Welt der Schriftsteller wie die der Journalisten nur zu gut kennt.

Das Entscheidende aber ist die Literatur. Mit jedem ihrer Bücher setzt Eva Menasse neu an. Das kann im Roman sein wie bei „Vienna“ oder „Quasikristalle“, mit Erzählungen wie „Tiere für Fortgeschrittene“ oder „Lässliche Todsünden“, eine Schriftstellerbiographie über Heimito von Doderer oder ein Sachbuch über den Irving-Prozess. Immer aber ist es triftig. Sie erzählt wirklichkeitshaltig und erkundet die moralische Tragweite von Politik. Trotzdem stellt sie in ihrer Prosa keine Thesen auf, sondern erzählt gewitzt, emphatisch und mit großer sprachlicher Virtuosität.

Nie würden ihre Protagonisten für bestimmte, psychologisch nachvollziehbare Positionen stehen. Dafür sind sie zu widerspenstig und auch zu widersprüchlich.

So auch in „Quasikristalle“. Wie in dem chemischen Festkörper, in dem die Atome und Moleküle in einer scheinbar regelmäßigen, in Wahrheit aber regellosen Struktur angeordnet sind, geht Eva Menasse dem komplizierten, sich widersprechenden und nicht selten unergründlichen Lebensweg ihrer Heldin nach, ohne ihn am Ende in eine höhere Ordnung zu überführen. Die verschiedenen Versionen eines Lebens lassen sich nicht synthetisieren. Dem Rätsel des Daseins kommt sie darin verblüffend nah, das sich, wenn überhaupt, eben nur fragmentarisch offenbart: „*Das Leben ist gleichzeitig festgefahren und fragil*“, heißt es an einer Stelle des Buchs.

Es gibt keinen verlässlichen Spiegel einer objektiven Wirklichkeit, stattdessen nur das oszillierende Bild einer Biographie. Was Wahrnehmung und was Wahrheit ist, lässt sich mit letzter Gewissheit nicht sagen, weil unser Wissen immer nur aus der Überlieferung stammt.

„Nichts war einfach, bekannt, sicher, geglaubt, verbürgt“ – den Satz der neuseeländischen Schriftstellerin Janet Frame, den Eva Menasse diesem Roman programmatisch vorangestellt hat, lässt sich auf ihr eigenes Schreiben übertragen.

Stück für Stück setzt sie dabei zusammen, vor dem wir zurückschrecken, es Identität zu nennen. Aber wie hat es der Wiener Essayist Franz Schuh so treffend formuliert: „*Wer von gestörter Identität spricht, geht offenbar davon aus, dass es auch eine ungestörte gibt.*“

Von Eva Menasse lässt sich lernen, dass es das nicht geben kann. Und wenn wir noch so lange an unserer Vorstellung von Identität herumzupfen. Das verbindet sie mit dem Namensträger dieses Preises. Denn auch das Ich, das sich in den Gedichten Hölderlins so unentwegt in die Zukunft stürzt, ist kaum je stabil, sondern stürzt immer wieder ab auf seiner gewagten Bahn.

So absurd, witzig und traurig Eva Menasse erzählt, so sehr fängt ihre Literatur die Kompliziertheit der Welt auf und arbeitet sie ein. Und wie kompliziert die Welt ist, zeigt sich schon, wenn man nur das Verhalten der Tabakschwärmer-Raupe betrachtet: Denn die Tabakschwärmer-Raupe schaufelt sich beim Fressen ungewollt ihr eigenes Grab. Weil ihr Verdauungsssekret bei der Tabakpflanze, an der sie knabbert, Duftstoffe freisetzt, die wiederum insektenfressende Räuber anlocken. Pech für die Raupe, dass die scheinbar wehrlose Pflanze ganze Truppen gegen sie in Stellung zu bringen vermag.